

Ein bernisches Kunstwerk

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **1 (1911)**

Heft 18

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634843>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ziehen würden, die ganze Nacht vor den Portalen Wache zu stehen. Das war ein richtiges Gefühl. Wir suchten deshalb in der Stadt einige Lokale für unsere Kompanie, was uns schließlich gelang. Unterdessen war es morgens 3 Uhr geworden und erst jetzt durften wir 4 Offiziere an uns selbst denken.

Wir klopfen an einem Gasthof an, wo man uns abweisen wollte. Allein jetzt machten wir vom Kriegsrecht Gebrauch und erzwangen ein Stück Fleisch mit der Drohung, daß wir im Fall der Weigerung Gewalt anwenden werden. Das wirkte. Zimmer aber war keines zu haben. Nach vieler Mühe wurde uns schließlich ca. um 4 Uhr von Privaten Unterkunft angeboten. Das war der erste Tag.

4. Februar. Die Sammlung der verschiedenen Abteilungen dauerte bis gegen 10 Uhr. Ungefähr 100 Mann konnten wegen gefrorenen und geschundenen Füßen und sonstigen Gebrechen nicht zum Ausbruch gebracht werden. Andere waren an inneren Uebeln ernstlich erkrankt. Wir überließen die Disposition über diese Leute den Behörden von Biel, wo sie gut aufgehoben waren.

Der Marsch nach Solothurn lief verhältnismäßig gut ab. Wir stellten die besten Läufer an die Spitze der Kolonne. Darunter befanden sich afrikanische Chasseurs, gut gebaute hübsche Jungs, welche mit ihren Clairons und ihren Marschliedern Mut und Leben in die Kolonne brachten. „J'aime l'oignon, quand il est bon.“ Wir sangen in kurzer Zeit diese Lieder mit.

Dazwischen erzählten sie uns ihre Kreuz- und Querzüge und die damit verbundenen Strapazen, welche wahrlich furchtbar waren. Denn diese Leute hatten wochenlang kein Obdach mehr erhalten und grausam Hunger gelitten. Das Schneefeld war ihr Bett, das Wachtfeuer ihre Rettung. Und häufig mußte das Feuer des Feindes wegen gelöscht werden. Dann krochen sie in ihre Mäntel und kauerten zu Boden und über das stille Soldatenlager senkte sich nieder die kalte, stumme Nacht mit ihren Schrecken.

Auf ihre Offiziere waren sie schlecht zu sprechen. Haß und Rache blitzten aus den rollenden Augen, wenn die Namen von Offizieren genannt wurden. Sie behaupteten, daß die Offiziere durch ihre Sorglosigkeit, Unkenntnis und grausame Behandlung die Niederlagen verschuldet und die Leiden der Soldaten verursacht hätten. Es fielen Drohungen, welche ich hier nicht wiedergebe. Auch Napoleon III. und seinem Minister Olivier hätte ich nicht geraten, diese Leute in nächster Zeit in die Schlacht zu führen.

Wir unsererseits behandelten diese schwer heimgesuchte Truppe wohlwollend und teilnehmend und verlangten von ihr nur das, was der unerbittliche Dienst, die dura necessitas, erforderte. Das fühlte denn auch jeder, weshalb die Ausführung unserer Befehle nie auf Schwierigkeiten stieß. Sie zeigten im Gegenteil vor uns eine wahre Verehrung.

5. Februar. Marsch nach Narburg. Eingetretenes Tauwetter verschlechtert den Weg. Ich habe das Kommando der Nachhut. Dieser Dienst war heute besonders schwer, weil beim Abgang einer Eisenbahn für die Marschunfähigen — ca. 40 Mann — Fuhrwerke requiriert werden mußten. Die Szenen mit kranken Soldaten wiederholen sich in verstärktem Maße. Für die Fuhrwerke stellte ich, obgleich wir

keine Vollmacht hatten, unter persönlicher Verantwortlichkeit Gutscheine aus. Was hätten wir sonst mit diesen Unglücklichen, die krank und erschöpft, oft dem Tode nahe, auf der Straße niederjankten, anfangen sollen!

Ankunft in Narburg 7 Uhr.

Gute Verpflegung.

6. Februar. Wir sollten heute, am 4. Marschtage, nach Baden kommen, wenigstens 8 Stunden bei starkem Regenwetter und tiefem Schnee mit einer todmüden, fast aufgerebenen Truppe. Aber es war unmöglich, eine Marschkolonne zu formieren. Die Franzosen blieben in den Lokalen und auf den Straßen haufenweise liegen und waren absolut nicht von der Stelle zu bringen. Die Beihilfe von Offizieren eines anwesenden Aargauer Bataillons erwies sich als nutzlos. Wohl 500 Mann lagen da marschunfähig, krank, elend, das Auge halb erloschen. Viele baten inständig, wir sollten sie nur liegen lassen und uns um ihr Schicksal nicht weiter bekümmern. Die Armen sahen dem Tod entgegen und betrachteten ihn als Erlösung. Wie war das ein Jammer! Ich habe noch nie in meinem Leben soviel Elend so nahe beisammen gesehen. Gott der Herr bewahre unser Vaterland vor den Schrecken des Krieges!

Unterdessen war es 10 Uhr geworden. Ein Entscheid mußte gefaßt werden. Wir beschloßen, die 400—500 Mann, die noch stehen und gehen konnten, nach Olten zu führen, dem dortigen Platzkommando unsere Lage mitzuteilen und andere Dispositionen zu verlangen, da ein Marsch nach Baden physisch unmöglich war.

Außerhalb Narburg wird einer unserer wackeren Soldaten infolge der Anstrengungen von einem Blutsturz heimgesucht. Ich sehe die Blutlache im Schnee noch immer vor mir. Der Arme fand gute Pflege in Olten.

In Olten telegraphierte der Platzkommandant (ein Genfer Major) nach Bern und bald langte die Ordre ein: „Die ganze Mannschaft per Bahn nach Aarau führen, wo die Eskorte zu entlassen ist.“ Sofort wurde ein Zug, meist aus offenen Kohlenwagen bestehend, zusammengekuppelt, die kranke Mannschaft in Narburg geholt und alle nach Aarau befördert.

In Aarau Empfang durch das dortige Militärdepartement und Abgabe der Gefangenen. Alles ist in Ordnung. Wir atmen wieder frei auf und erhalten den Befehl, mit Benützung der Eisenbahn heute nach Olten und morgen nach Neuenburg zu unserem Bataillon zurückzukehren.

13. Februar. Entlassung.

Nach einem solchen Militärdienst drückt man dem scheidenden Kameraden die Hand fester, als zu andern Zeiten. Das Bataillon darf mit Befriedigung auf seinen Dienst zurückblicken. Drei Dinge haben ihm bei den Militärbehörden und bei der Bevölkerung einen guten Namen verschafft: Gute Führung, strenge Disziplin und kameradschaftlicher Geist.

Den Miteidgenossen aber, welche mit Freude und Hingebung alles getan haben, um den unter die Fahnen gerufenen Miltzen ihren schweren Dienst zu erleichtern, insbesondere den Ortschaften, welche Einquartierung erhielten, sind wir immer zu Dank verpflichtet. Auf's schönste hat sich das Wort erwahrt: Alle für Einen, Einer für Alle!

Ein bernisches Kunstwerk.

In nebenstehendem Bilde führen wir unseren Lesern ein Werk der Holzschneiderei und Malkunst vor Augen, mit dem die bernische Kunstgewerbeschule ein schwieriges Problem glänzend gelöst hat. Es handelte sich im Auftrage der Direktion des Bürgerhospitals dem langjährigen Präsidenten, Fürsprecher E. Stettler, ein künstlerisches Andenken mit Hinweis auf die Tätigkeit des Spitals und seiner Behörden zu schaffen.

Das Werk, im Umfange von 70 cm Breite auf 105 cm Höhe, ist in gebeiztem Eichenholz geschnitten und stellt in maßvollem Barockstyl die Schaufseite eines Tempels dar. Auf breiter Grundfläche erheben sich zwei korinthische Pilaster und zwei Mittelsäulen, ein wappengeschmücktes Gebälk tragend, über dem sich in starker Ausladung ein schön geschwungener Giebel erhebt. Dieser zeigt, von zwei blumengeschmückten

Füllhörnern umgeben, das Wappen des Bürger-
spitals (Johanniterkreuz und Zehntgabel) und wird
überragt von der trefflichen Figur eines
Pelikans, dem Symbol der Liebe, der mit
dem Schnabel die Brust aufreißt um die
hungrigen vier Jungen am eigenen Herz-
blut zu füttern. Dieser
Giebelschmuck und der in
der Mitte des Gebälks
angebrachte Wahlspruch:
«Christo in Pauperibus»
(Im Namen Christi für die
Armen) ist der Steinhauer-
arbeit an der Vorderfront
des Bürgerospitals entnom-
men. Der Untersatz des
zum Aufhängen bestimmten
Bildes wird durch Engels-
köpfehen, ein Rahmenwerk
von Lorbeer und Akanthus-
blättern und einem plastisch
vortretenden Medaillon mit
dem Stettlerwappen ge-
schlossen. Kräftig vortre-
tende Seitenwände geben
dem Ganzen die notwen-
dige Tiefe. Die erwähnten
in Porzellan gebrannten
6 Schilder auf dem Ge-
bälk zeigen die Wappen
der Kommissionsmitglieder,
auf der Messingplatte an der
Basis steht die Widmung.

Für die Malerei der
durch die zwei Säulen ge-
teilten Felder wurde façon-
nierter Goldgrund verwen-
det, der den Blick auf die
in fatten Farben gehaltenen
Figuren konzentriert. Es
ist eine Darstellung der
Wirksamkeit des Bürger-
ospitals: links die Alters-
fürsorge, in der Mitte die
Krankenpflege und rechts
die Aufnahme bedürftiger
Reisender. Ohne künstliche
Allegorie, durch naturge-

treue Wiedergabe von Volkstypen und deren geschmack-
volle Gruppierung hat der Schöpfer eine tiefe Wirkung
zu erzielen gewußt. Wir deuten nur kurz
an, daß noch manche verborgene Schön-
heiten in der Farbe, der Perspektive und
dem harmonisch gegliederten Aufbau des
Werkes den Kunstkenner
erfreuen. Die ungewohnte
Form des Triptychon, die
ein naiver Kritiker nicht übel
als „katholisch“ bezeichnete,
ist wirklich in der katholischen
Kirche für Weihgeschenke ge-
braucht und in feinsinniger
Weise durchgebildet worden;
es ist das aber kein Grund,
sie nicht auch für ähnliche
Zwecke in der profanen
Kunst zu verwenden.

Zum Schluß, aber nicht
zum Wenigsten, heben wir
hervor, daß mit Ausnahme
zweier Säulen Alles in Bern
geschaffen wurde. Der mit
einigen Fachkennern beza-
tene Entwurf und die Male-
rei stammen von Herrn
Paul Wyß, und die Schnit-
zerei und Porzellanmalerei
wurden unter seiner Leitung
im Zeichenatelier und in der
kunstgewerblichen Lehran-
stalt des kantonalen Ge-
werbemuseums ausgeführt.
Wir beglückwünschen Herrn
Kunstmalers Wyß und seine
Mitarbeiter zu dem gedie-
genen Werk, das den künst-
lerischen Bestrebungen un-
serer Stadt zur Ehre ge-
reicht. Man sieht wieder
einmal, daß man auch in
Bern etwas Rechtes be-
kommt, wenn man vor die
rechte Schmiede geht.



Diplom für Herrn Sürsprecher
Eugen Stettler, langjähriger
Präsident der Bürgerospital-
direktion.

Ausgeführt durch das kan-
tonale Gewerbemuseum in
Bern, Direktor O. Blom.

Entwurf und Oelmalerei auf ciseliertem Goldgrund: P. Wyß, Zeichner am Gewerbemuseum;
Holzbildhauerei und Metallätzung: S. Huttenlocher und S. Kienholz, Lehrer der kunstgewerb-
lichen Sachklassen des Gewerbemuseums;
Porzellanmedaillons: J. Hermann, Lehrer der keramischen Sachklasse des Gewerbemuseums;
Schreinerarbeit: E. Wagner, Zeichner am Gewerbemuseum.

† Sürsprecher Eugen Stettler
1844—1911.

Mit Sürsprecher Eugen Stettler-Zün-
del ist ein Mann dahingeshieden, der sich
um die innere Entwicklung der Stadt
Bern große Verdienste erworben hat. Er
wurde am 18. Oktober 1844 geboren,
besuchte später die Kantonschulen von
Bern und Bruntrut und ließ sich nach
erfolgreichem Studiengang an den Hoch-
schulen in Heidelberg und Bern in unserer
Stadt als Sürsprecher nieder. Gesund-
heitsrückichten zwangen ihn bald zum
Aufgeben des ihm lieb gewordenen Be-
rufes, worauf er mit Hrn. Obergerichts-
schreiber Friedrich v. Fischer die bekannte
Sachwalterfirma Stettler & v. Fischer
gründete, die heute noch unter dem Namen
Stettler, v. Fischer & Cie. an der Markt-
gasse besteht. Dem Verstorbenen war



† Sürsprecher Eugen Stettler.

auf seinem Lebenswege ein großes Maß
von Leiden beschieden. Nach kurzer, glück-
licher Ehe wurde ihm seine Gattin und
Mutter von zwei Kindern entrisfen, ein
Schlag, von dem er sich nie ganz erholt
hat. Dazu kamen andere Todesfälle in
der Familie und eine Reihe schwerer
Krankheiten, die er ohne Klagen mannhast
ertrug. So hat er denn, von Jugend
an kränklich, von den gewöhnlichen Freu-
den des Daseins wenig genossen, er suchte
und fand aber eine höhere Befriedigung
in der Wirksamkeit zu öffentlichen Zwecken.
Hierin liegt der Schmerzpunkt seines arbeits-
reichen Lebens. Als Volksmann und
Redner trat er wenig hervor, sein Gebiet
waren die Sitzungen von Vorständen und
Ausschüssen in denen er durch Pflicht-
treue, Sachkenntnis und weise Mäßigung
hervorragte. Sehr geschätzt war auch
sein feines, patrizisches Laftgefühl dank